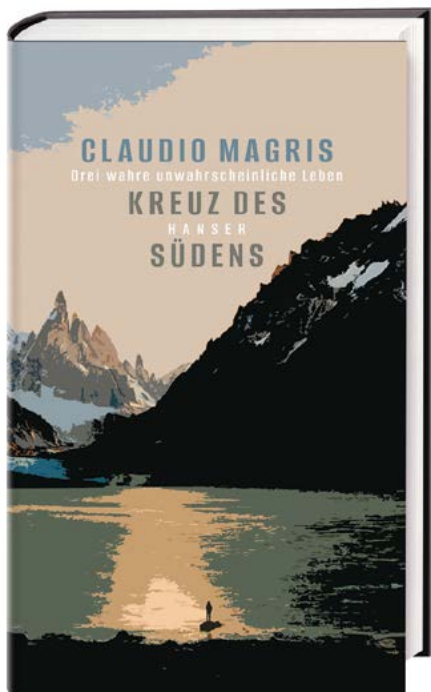


Leseprobe aus:

Claudio Magris
Kreuz des Südens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2025 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



CLAUDIO MAGRIS

KREUZ DES SÜDENS

Drei wahre unwahrscheinliche Leben

Aus dem Italienischen von
Anna Leube und Dietrich Leube

Hanser

Die italienische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel *Croce del Sud* bei Mondadori Libri S.p.A.

I. Auflage 2025

ISBN 978-3-446-28252-0

© 2020 Mondadori Libri S.p.A., Milano

© 2020 Claudio Magris

All rights reserved.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2025 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Kolbergerstraße 22 | 81679 München | info@hanser.de

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Zwecke des Text und Data Mining nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Motiv: © NPL – DeA Picture Library / Bridgeman Images

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldbnutzung
FSC® C014496

Für Pedro Luis Ladrón de Guevara

**SLOWENISCHER GRINGO,
ARAUKANISCHER KREOLE**

Im Jahr 1946 fragte sich Janez Benigar in einer autobiografischen Notiz, ob das Heimatland eines Menschen – der Ort, an dem man sich zu Hause fühlt und dessen Farben, Landschaften, Winde die vertraute Musik der Existenz sind – das Land ist, in dem die eigenen Kinder leben, oder das, in dem die Eltern begraben sind. Er hatte gute Gründe, sich diese Frage zu stellen, da zwischen dem einen Land und dem anderen der Ozean und eine noch größere kulturelle Entfernung lag. Wie viele andere würde auch er in Argentinien ein Gringo sein, ein Mann, der keine Toten in Amerika hatte. Bei seiner Ankunft in Buenos Aires am ersten Oktober 1908 – das Schiff, die *Oceania*, hatte in Triest abgelegt – war er als Arbeiter, Katholik und Junggeselle gelistet worden.

Für die Veränderung dieses Status sollte ein *coup de foudre* sorgen: 1910 heiratete er Eufemia Barraza, mit wahren Namen Sheypukíñ, eine Indigene, die von einer Adelsfamilie von Mapuche- bzw. Araukaner-Kaziken abstammte und ihm zwölf Kinder schenken sollte, von denen eines früh starb und die sowohl einen spanischen als auch einen araukanischen Namen trugen: Nancú, Aquila; Huenumanqué, der hochfliegende Kondor, Feliciano; Kallvuray, Blaue Blume, Elena ...

Der Mann, der Europa und die europäische Zivilisation flieht, ist ein Familienmensch. 1932, wenige Jahre nach dem Tod Eufemias heiratet er Rosario Peña, auch sie Araukanerin; aus dieser Ehe gehen weitere vier Kinder hervor. Als auch Rosario Peña stirbt, verfasst Benigar ein Testament, in dem er

erklärt, er wolle an der Seite von Rosario, aber auch von Eufemia begraben werden, deren sterbliche Überreste in ein gemeinsames Grab für alle drei überführt werden sollen. Auch der große Thomas Morus, Heiliger und Märtyrer der katholischen Kirche, hätte gern die Liebe zur ersten und zur zweiten Ehefrau miteinander vereint, die er beide sehr liebte. Ja, er stellte sich sogar vor, wie schön es gewesen wäre, hätten sie gemeinsam zu dritt leben können, »hätten menschliche und göttliche Gesetze es gestattet«. Wer weiß, ob ihm der einzige vernünftige Einwand gegen diesen höchst menschlichen Wunsch durch den Kopf gegangen ist, nämlich, dass seine beiden Frauen sich nicht nur im Grab, sondern auch im Leben einen anderen geliebten Mann außer ihm an ihrer Seite hätten wünschen können, der dann wiederum ... Und dann hätten der Zauber der Liebe und des Widerspruchs mit einer geschmacklosen Anhäufung geendet. Der slowenische oder vielmehr österreichisch-slawische, in Zagreb geborene Abenteurer, Bürger des untergehenden Habsburgerreichs, der mit den Plänen für einen zukünftigen jugoslawischen Staat sympathisierte, ist ein bedächtiger Gewohnheitsmensch und neigt zu einer ganz und gar österreichischen Pedanterie. Er erinnert an die Anekdote vom k.u.k.-Beamten, der seine Untergebenen ermahnt, die auf ihren Schreibtischen verstreuten Papiere säuberlich zu ordnen und sie dann in den Papierkorb zu werfen. Benigar bricht auf nach Argentinien beziehungsweise nach Patagonien und Araukanien, von wo er nie mehr zurückkehren wird. Neunzehn Jahre lang wird er nie eine Stadt betreten, nur ein einziges Mal in ein Automobil steigen, nie wird er ein Flugzeug sehen und lange Zeit in Wigwams leben,

den Zelten des indianischen Volkes, das auch zu seinem eigenen wurde. Diese Zelte werden ihm später immerhin nahelegen, eine bescheidene, doch erfolgreiche Tätigkeit in der Textilbranche aufzunehmen, in seinem eigenen kleinen Familienbetrieb.

Wahrscheinlich war es ihm recht, dass ihn das Einreisevisum als Arbeiter auswies, denn in vielen seiner Schriften – fast alle auf Spanisch und zum Glück der Städtischen Bibliothek von Ljubljana übergeben – sollte er die Handarbeit preisen und neue Methoden des Ackerbaus studieren, der Kanalisierung von Flüssen und Gebirgsbächen, der Bewässerung von Feldern, des Baus von Lagerräumen, der Unterrichtung von Einheimischen mit dem Ziel der Verbesserung der Landwirtschaft. Eines Tages sollte er sich sogar dazu bequemen, in einem Haus anstatt in einem Mapuche-Zelt zu schlafen. Keineswegs wollte er die Behörden des Landes, in dem er für immer bleiben würde, wissen lassen, dass er kein Arbeiter war, sondern de facto ein Ingenieur, ein Gelehrter, bewandert in Linguistik, Ethnologie und Anthropologie, Studienfächern, die er in den vielen Jahren pflegte, als er zwischen Pampa und Kordilleren lebte.

Bevor er den Ozean überquerte, hatte er eine abenteuerliche Studienreise in Bulgarien unternommen. Sein Vater, Gymnasiallehrer für Mathematik in Zagreb, hatte dem Sohn, als der ans Schwarze Meer hatte reisen wollen, fünf Silberkronen gegeben und darauf vertraut, dass er es damit höchstens bis Belgrad schaffen und dann umkehren würde. Stattdessen war Janez zu Fuß von Zagreb bis nach Sofia gelangt und hatte dabei ein Land durchquert, das der Wiener Reisen-

de Felix Philipp Kanitz als das unbekannteste von ganz Osteuropa beschrieben hatte, als »vollkommene terra incognita«. Unzuverlässige Karten verzeichneten Orte, die es nicht gab, erfanden ganze Städte oder versetzten sie um Hunderte von Kilometern, leiteten Flussläufe zu imaginären Mündungen um, einschließlich die Donau, von der man weniger wusste als vom Nil.

Janez – Ivan, Janko – Benigar, noch nicht Don Juan Benigar, hatte sich nicht beirren lassen, hatte sich mit der Sprache und den Bräuchen des Landes beschäftigt und auf Slowenisch eine bulgarische Grammatik verfasst. Dann ging er nach Prag, schrieb sich für Ingenieurwesen ein und verzichtete auf den Abschluss, als ihm nur noch zwei Prüfungen fehlten, weil er, wie er viel später an seinen Freund Victor Sulcic schrieb, »das, was ihr Zivilisation nennt, als junger Mensch zur Genüge kennengelernt« habe, und »wenn ich sie hinter mir gelassen habe, gibt es dafür gute Gründe. Dazu zählt vor allem die Überzeugung, dass es sich nicht um Zivilisation handelt. Daher lebe ich lieber hier, so wie es mir gefällt, fern von den Metropolen, und bin ganz und gar glücklich.« Nicht viele Menschen hätten in dieser Phase des Zusammenbruchs und der Verwandlung einer jahrhundertealten europäischen Kultur von sich sagen können, sie seien glücklich. Aus ähnlichen Gründen hätte Janez nie in Buenos Aires leben wollen. »Ich ertrage die Stadt einfach nicht. Sehen Sie, ich war vierundzwanzig, als ich Prag verließ und weit weg in eine ferne Welt ging. Und glauben Sie mir, ich hatte gute Gründe ... Wie könnte ich mich heute an das Leben in diesen Orten der Verdammnis gewöhnen, was sind die modernen Metropolen denn sonst?«

Er war ein leidenschaftlicher Leser Rousseaus gewesen, der sein Maßstab in Bezug auf Zivilisation und Barbarei bleiben sollte. Rousseau und den Naturzustand hatte er in der Bibliothek von Ljubljana entdeckt, mit dem Eifer des Epigonen, der sich mit einer Verspätung von hundertfünfzig Jahren mit einem radikalen Gedankengut auseinandersetzt, dem Europa einst mit revolutionärer Begeisterung angehangen, das es absorbiert, kritisiert und vielleicht, zumindest in Teilen, auf den Dachboden verbannt hatte. Doch der Epigone weiß nicht, dass er epigonal ist, und findet daher die ursprüngliche Kraft eines Gedankens wieder, der von der liberalen Gesellschaft ad acta gelegt wurde und dazu bestimmt war, wiederaufzutauchen im Guten wie im Bösen: in Form der stürmischen Projekte direkter und totaler Demokratie, der populistischen Bewegungen, die unbedingt direkt und kollektiv regieren wollen, ohne Repräsentanten und ohne eine politische Klasse der Wenigen.

Der südamerikanische Kontinent war par excellence die Bühne für populistische Bewegungen, die zu zahlreichen Staatsstreichen und Diktaturen führten und lokale Caudillos wie den grausamen Facundo der Pampa hervorbrachten, das blutrünstige Regime des Generals und späteren Präsidenten Rosas, des erbarmungslosen Verfolgers der Indigenen in der von ihm 1833 entfesselten »Wüstenkampagne«. Die Wüste, ein Begriff, der ursprünglich die menschenleere Einsamkeit der Pampa bezeichnete und schließlich die Vernichtung der Indigenen, ihre am Ende des Krieges zu einer Wüste gewordene Lebenswirklichkeit.

Die liberale Demokratie ist ein kalter Wert, sie gründet auf

Normen und Gesetzen und verabscheut die Verführer der Massen, bezahlt aber für ihre Aufrichtigkeit mit dem Unvermögen, Begeisterung und Faszination zu wecken; das vermag hingegen der Volkstribun, dem manchmal auch scharfsinnige Geistesgrößen verfallen. Darwin, der sich offensichtlich besser mit Brontosauriern und Riesenfaultieren auskannte als mit menschlichen Lebewesen, begegnete im August des Jahres 1833 auf seiner Reise mit der *Beagle* nach Patagonien bzw. Feuerland, entlang der Küste Chiles und Perus und zu ein paar Inseln im Pazifik, dem blutrünstigen General Rosas. Der Mann, der dreiundzwanzig Jahre lang als Diktator über Argentinien herrschte, hatte ihn zu sehen gewünscht, »ein Umstand, über den ich mich im Nachhinein sehr freute«. Darwin ist überhaupt nicht schockiert über die von Rosas' politische Polizei, der berüchtigten Mazorca, begangenen Folterungen und interessiert sich weder für die Existenz noch die Struktur dieser Geheimpolizei. Stattdessen weiß er zu würdigen, dass der Präsident dreihundert Quadratkilometer Grund und dreihunderttausend Stück Vieh besitzt. Er notiert, dass der General die beiden Clowns, die die Gäste beim Mittag- und Abendessen unterhalten, wegen irgendwelcher Lappalien hart bestrafen lässt, doch hält ihn das nicht davon ab, ihn für einen »Mann von außerordentlichem Charakter« zu halten, »begeisterungsfähig, sensibel und sehr ernsthaft«, der seine enorme Macht »zugunsten des Wohlstands und des Fortschritts« in seinem Land nutzen will. Garibaldi mit seinen Freiwilligen wird dann mit Waffengewalt zum Sturz des Tyrannen beitragen.

Argentinische Geschichte. Gewalt von Seiten der Populis-

ten und der militärischen Eliten, Perón, die Junta, die *desaparecidos*, die Mütter der Plaza de Mayo. Die einsame, melancholische Gewalt in der Pampa, Narben im Gesicht des Gaucho, der die Gitarre spielt – in seinen »schwarzen Augen das Blitzen des Messers«, singt Evaristo Carriego. Die »tödliche Sicherheit des Armes, der töten wird, da er keine Furcht kennt«, eignet nicht nur dem *guapo* Juan Muraña, sondern auch vielen anderen Gauchos mit ihren Bolas und ihrem Dolch. Borges besingt das Messer, doch kennt er sehr wohl die Furcht; er weiß sich ähnlich seinem geliebten Snorri, dem großen skandinavischen Dichter der heroischen Zeit, der den Degen besang, ihn jedoch nicht zu führen wusste, weil er ihn feige fürchtete. Das Heldenlied von Mut und Zweikampf erstirbt im Gesang seines größten Dichters, der nicht zu den Waffen greifen kann, die er liebt, weil die Freude am Krieg ihm durch seine Furcht verwehrt ist. Die Wahrheit, schreibt Borges, fasziniert und furchtsam, wie er weiß, ist im Dolch, bereit für die Hand dessen, der damit zustoßen wird.

Benigar kümmert der Dolch nicht, er kennt nicht den Wunsch, ihn zu ergreifen; nie wird er das tun, und nie wird er sich davor fürchten. Er hat herzlich wenig gemein mit den Hunderttausenden anderer Emigranten, auf die nach der Ankunft das Elend wartet oder der Reichtum, ausgeübte oder erlittene Gewalt, Ausgrenzung, Herrschaft oder Verbrechen. Menschenmassen, die mit ihm in der Neuen Welt ankommen, auf der Suche nach Glück oder auch nur nach Arbeit; Männer und Frauen aus aller Herren Länder, ehrliche, fleißige Arbeiter im gnadenlosen täglichen Kampf um die elementare Menschenwürde ihrer Familien und andererseits zu

allen Schandtaten bereite Mafiosi; auf der Suche nach einer Arbeit, die zu Wohlstand und auch zu großem Reichtum führen mag, aber auch zu finsterem Elend und zu Kriminalität.

Hartnäckige Reproduktion von Gefühlen, Werten, Gebräuchen des Herkunftslandes, Vermischung mit den vorangegangenen Generationen von Emigranten und den Einheimischen. Kreolen und Gringos. Wilder Kapitalismus und Bilder der Verarmung; Bäcker, Textilarbeiter, Winzer, Ziegelhersteller; Solidarität und harte Konkurrenz, schnell erworbenes Vermögen und plötzlicher Verlust. Kampf ums tägliche Überleben, bedroht durch das organisierte Verbrechen wie auch durch die Brutalität der Polizeigewalt, Integration und Ghettoisierung, arabische Polen und Piemontesisch sprechende Andalusier; bäuerliche Massen aus dem Veneto, lombardische, schottische und irische Handwerker, noch vor ihnen waren die Waliser gekommen, die in Patagonien, schreibt Sepúlveda, den modernen walisischen Nationalismus erfanden. Paternalismus in den Betrieben, kapitalistische Modernisierung und Rückfall ins Proletariat, italienische Emigranten in teuren Elendsquartieren, die wucherischen Landsleuten gehören, Missionen der Salesianer. Dieses Leben und seine Schilderung in der Literatur, *Sull'oceano* von Edoardo De Amicis oder *Emigrati* von Antonio Marazzi. Die Durchquerung des Lebens ähnelt der Fahrt der *Medusa* und hinterlässt nicht nur vom Meer verschlungene Leichname, sondern auch Flaschenpost, die auf den Wellen treibt und irgendwann ein Ufer erreicht.